

[Nachdruck verboten.]

14]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Da drinnen ließ ich in meiner harten Not sich die Glückseligkeit für Euch andere erfüllen — nun ja! Es ist freilich eine große Veränderung vor sich gegangen.“

„Und Du freust Dich darüber?“

„Alles ist teurer geworden,“ sagte Pelle langsam, „und die Arbeitslosigkeit scheint auf dem besten Wege, permanent zu werden.“

Morten nickte: „Das ist die Antwort des Kapitals, die multipliziert jede Lohnsteigerung mit zwei und belastet die Arbeiter wieder damit. Der kleine Mann verträgt nicht viele solche Siege.“

Das Schlimmste ist beinahe die spießbürgerliche Entwicklung. Ich finde, unsere guten niedrigen Klassen sind im Begriff, sich in zwei Teile zu spalten: in die Eliteberufe, die in die Bürgerschaft aufrücken, und das Proletariat, das verraten zurückbleibt. Das Ganze ist gewiß zu klein angelegt gewesen, um weit tragen zu können.“

„Du bist draußen gewesen und hast größere Verhältnisse gesehen, Pelle,“ sagte Morten bedeutend. „Nun mußt Du uns andere lehren!“

„Ich bin nicht im Klaren mit mir selber,“ antwortete Pelle ausweichend, „und ich bin vorbestraft! Aber Du selber!“

„Ich taue nicht zum Fahrenträger, Du hast es ja selbst gesehen, sie machen sich nichts aus mir. Ich bin zu weit von dem großen Troß geschoben und habe keine rechten Verbindungen, ich bin im Grunde schrecklich einsam, Du! Aber vielleicht bin ich dazu ausersehen, die Höhen vor Euch andern zu erreichen, und dann will ich versuchen, da droben ein Feuer für Euch anzuzünden.“ Morten saß eine Weile schweigend da, plötzlich erhob er den Kopf:

„Aber Du mußt, Pelle! Du bist nicht der Rechte, sagst Du, da sind ganz einfach keine andern da als Du. Hast Du vergessen, daß Du der helle Brand der Bewegung warst, ihr naiver Glaube? Sie glaubten ja blindlings und kindlich an Dich, alle wie ein Mann, und vermochten nichts mehr, als Du abfielst. Nicht Du, sondern die andern, die ganze Bewegung, die hat im Gefängnis gefessen! Und wie es mich freut, daß Du wiedergekommen bist, voll Kraft von da draußen her. Du bist größer als früher, Pelle; und da geschah trotzdem etwas. Jetzt muß Dir das Große selbst gelingen können.“

Pelle saß da und lauschte hinaus in die sich herabsenkende Dämmerung, verwundert und froh befangen. Morten sprach seine Ernennung aus, der strenge unbestechliche Morten, der ihn bisher immer verfolgt hatte wie ein schlechtes Gewissen.

„Nein, jetzt will ich vorständig sein,“ sagte er, und daran bist Du selbst schuld, Morten. Du hast meine Seele aufgestachelt, und nun ist sie wach; ich gehe nicht mehr blind drauf los. Ich hab es im Gefühl, daß das, woran wir beide beteiligt sind, das Größte ist, was die Welt bisher gesehen hat. Es greift weiter in die Zukunft ein, als wie ich selber sehen kann, und darum arbeite ich mit mir selber. Ich studiere die Bücher, damit habe ich im Gefängnis angefangen, ich muß versuchen, einen Ueberblick über die Welt zu gewinnen. Es ist auch etwas Sonderbares mit mir vorgegangen; jetzt begreife ich, was Du damit meinst, daß der Mensch heilig ist! Ich bin nicht mehr damit zufrieden, ein kleiner Teil des Ganzen zu sein, sondern ich finde, daß ich versuchen muß, selbst eine ganze Welt zu werden. Das hört sich töricht an, aber ich habe ein Gefühl, als befände ich mich selbst auf der einen Wagachale und die ganze übrige Welt auf der anderen. Und ehe ich die nicht in die Höhe wippen kann, darf ich nicht daran denken, mich an die Spitze der vielen zu stellen.“

Es war Abend geworden, ehe sie es merkten. Das elektrische Licht warf unten vom Bahnhofsgelände seinen Schein zu der Decke des Manfardenstübchens hinauf, und von dort hinab auf die beiden Männer, die vornübergebeugt im Halbdunkel dasaßen und ruhig miteinander redeten. Keiner von ihnen bemerkte, daß sich die Tür zu dem andern Zimmer aufstieß; ein langes, skelettartiges Mädchen stand auf der

Schwelle und starrte sie mit großen, schwarzen Pupillen an. Sie war im bloßen Hemd, das von der einen Knochenmageren Schulter herabgefallen war, und in bloßen Beinen; das Hemd reichte nicht bis ans Knie und ließ ein Paar traurig dünne Beine sehen. Ihr Atem ging pfeifend durch den Raum.

Pelle erhob den Kopf, um etwas zu sagen, schwieg aber beim Anblick der weißen, knochenmageren Gestalt, die dort stand und ihn mit großen, saugenden Augen betrachtete, die die Dunkelheit in sich hineinzuwirbeln schienen. Die Begegnung mit Morten hatte ihn in eine eigene, erwartungsvolle Stimmung versetzt, ihm tönte noch die Berufung hell ins Ohr, und er starrte entsetzt das gespensterhafte Wesen an. Die feinen, von der Not verunstalteten Züge, der Augenausdruck grauenvollen Kinderwissens von der Finsternis, dieses ganze Doppelbild totgezeichneter Fahlheit und und uneingelöster Schönheit — war das nicht das Gespenst der Armut, all das Beeinträchtigte und Unterdrückte, das gequält spukte, um ihn zu mahnen? Hatte sein Gehirn einen Rückfall bekommen? — Waren die grauenvollen Dämmerungsercheinungen der Zelle im Begriff wiederzukehren? „Morten!“ flüsterte er und berührte seinen Arm.

Morten sprang auf. „Aber Johanne, schämst Du Dich denn nicht!“ rief er vorwurfsvoll. Er wollte das Mädchen in das andere Zimmer zurückschieben und die Tür öffnen. Aber sie drängte sich an ihm vorbei in die Stube vor.

„Ich will ihn sehen,“ sagte sie erregt, „wenn Sie ihn mich nicht sehn lassen, dann lauf ich weg! Er hat meine Kleider verdeckt,“ sie starrte Pelle mit ihren eingefallenen Augen an, „aber ich kann sehr gut im bloßen Hemd ausreifen. Was mach ich mir daraus?“

Ihre Stimme war heiser und grob von der naßkalten Luft des Sinterhofes.

„Geh jetzt zu Bett, Johanne,“ sagte Morten milder, „denk' daran, was der Doktor gesagt hat. Du wirst frieren, und dann ist das ganze umsonst gewesen!“

„Was schert mich das!“ erwiderte sie und stimmte ein rohes Gelächter an. „Du brauchst ja nicht für mich zu spendieren, ich hab' ja keine Kinder mit Dir!“ Sie zitterte vor Kälte, blieb aber hartnäckig stehen; Mortens Vorstellungen beantwortete sie mit einem Strom von Schimpfworten. Schließlich gab er es auf und sank müde auf einen Stuhl nieder. Die beiden Männer saßen da und sahen sie schweigend an.

Das Kind litt sichtbar darunter, auf keinen Widerstand mehr zu stoßen und ward verwirrt unter ihren stummen Blicken. Sie warf den Kopf in den Nacken und sah herausfordernd von dem einen zu dem anderen hinüber; ihre Augen brannten unnatürlich. Plötzlich warf sie sich auf den Fußboden nieder und fing an zu kriechen.

„Aber das geht doch nicht!“ sagte Pelle ernsthaft.

„Ich kann nicht mit ihr fertig werden,“ entgegnete Morten hoffnungslos. „Aber Du hast ja Kräfte!“

Pelle beugte sich nieder und nahm sie in seine Arme, sie stieß mit den Füßen und biß. „Sie hat Krämpfe bekommen,“ sagte er zu Morten. „Wir müssen sie unter den Wasserhahn halten.“ Da wurde sie auf einmal still und ließ sich ins Bett tragen. Das Fieber raste in ihr, er merkte, wie das Leben in ihrem kranken Leibe kämpfte, wenn sie Atem holte; es klang wie eine rostige Pumpe.

Als Morten sie mit ein paar freundlichen Worten zudeckte, brach sie in krampfhaftes Weinen aus; sie wandte sich nach der Wand um und lag da und biß in das Oberbett, um es zu verbergen. Allmählich wurde sie ruhiger und schlief endlich ein. Die beiden Männer schlüpfen in die Stube und zogen die Tür hinter sich zu.

Morten sah todmüde aus, er war offenbar noch immer nicht gesund. „Ich hab' mich auf was eingelassen, womit ich nicht fertig werden kann,“ sagte er mismutig.

„Was für ein armes Kind ist das denn?“ fragte Pelle leise.

„Ich weiß es nicht. Sie kam diesen Frühling zu mir, beinahe todbetrunken und schrecklich zugerichtet; am nächsten Tage war es ihr leid und sie lief davon, aber ich hab' sie doch wieder eingefangen. Sie ist eines dieser armen Wesen, die kein anderes Heim haben als die Holzlager; da hat sie ihr Leben gefristet und sich durchgeholfen, indem sie zwischen den

großen Jungen von Hand zu Hand gegangen ist. Es ist nichts aus ihr herauszukriegen, aber ich hab' von anderer Seite erfahren, daß sie mindestens ein paar Jahre in Bretterstapeln und Kellern gehaust hat. Die Jungen lockten Lebemannern hier hinaus und verschafferten sie; das meiste Geld nahmen sie selbst und gaben ihr Spirituosen, um sie aufzumuntern. So weit ich es verstehen kann, gibt es ganze organisierte Banden, die die verborstenen Lebemannern der Stadt mit Knaben und Mädchen versorgen; es schwindelt einem, wenn man daran denkt! Das Kind ist offenbar elternlos, will aber, wie gesagt, keine Aufschlüsse geben! Ein paarmal hab' ich sie im Schlaf von Großmutter reden hören, aber wenn ich darauf anspiele, wird sie böse und stumm."

"Trinkt sie?" fragte Belle. Morten nickte.

"Ich habe deswegen schlimme Kämpfe mit ihr gehabt, sie ist unglaublich erfinderisch, wenn es sich darum handelt, sich Trinkwaren zu verschaffen. Anfangs konnte sie gar kein warmes Essen vertragen, so ruiniert war sie. Sie ist überhaupt schrecklich zugerichtet an Leib und Seele und macht mir viele Schwierigkeiten."

"Warum bringst Du sie nicht beim Kinderstich unter?"

"Unsere öffentliche Kinderfürsorge ist nicht geeignet, Leben in eine niedergedretene Pflanze zurückzurufen, und Johanne kann nicht in summarische Behandlung und Strafe genommen werden. Sie ist zeitweise ganz abnorm trotzig und unregierlich und kann mich oft zur Verzweiflung bringen; und wenn ich es dann nicht sehe, liegt sie da und weint über sich selbst. Es ist viel von einem guten Kinde in ihr, trotz allem, aber sie kann es nicht herausbringen. Ich habe versucht, sie in einer Privatsfamilie anzubringen, wo ich wußte, daß sie es gut haben würde; aber das währte nur einige wenige Tage, da kamen sie und meldeten, daß sie weggelaufen sei. Ein par Wochen streifte sie umher, dann suchte sie doch wieder Zuflucht bei mir; eines Abends, als ich spät nach Hause kam, saß sie naß und zitternd hier draußen vor meiner Tür in der dunklen Ecke. Ich war ganz gerührt darüber. Aber sie wurde wütend, weil ich sie sah, und biß und stieß mit den Füßen wie vorhin; ich mußte sie mit Gewalt hineinbringen. Die bösen Verhältnisse hatten sie ganz aus dem Gleichgewicht gebracht, ich kann auf alle Fälle nicht klug aus ihr werden. Ja, so stehen also die Sachen! Ich liege hier drinnen auf dem Sofa, aber Du verstehest wohl, eine Junggejellenwohnung ist nicht recht dazu eingerichtet. Auf den Treppen läuft ja auch der Klatzsch."

(Fortsetzung folgt.)

Veine.

Von Franz Held.

(Nachdruck verboten.)

Lorel und seine Genossen wählten den Feldweg. Ihr Schritt war hastig, in ihrer Aufregung stolperten sie öfters über die Unebenheiten des trockenen Ackerbodens. Viele Bettler sahen an Weg in Gras und Unkraut. Zu einem Stelzbeinigen trat ein Woolmaker. Der Lahme wackelte mit ihm hinter einen Erdwall. Lorel sah sich neugierig nach dem seltsamen Paare um — der Woolmaker notierte nach Angaben des Bettlers.

"Höchst wahrscheinlich Bestellungen!" meinte Bargannois. "Hier spielt alles — außer den Gärten allenfalls! Wichtig, das ist ja der Greis mit den entfleischten Weinen, die wie abgekochte Hühnerknochen aussehen. Von dem hab' ich gehört. Wenn der eine Tochter hätte — sofort heiratete ich sie, sogar mit Hühnerbeinen! Aber trotz seines beträchtlichen Vermögens bettelt er kräftig weiter,leidet sich natürlich nicht nach der Mode — will eben sein altes gutes Geschäft nicht aufgeben — man muß sich gegen Eventualitäten deden, sagt er."

"Nun, seinen Schwiegervater nimmt er vielleicht als Prokuristen in die Firma!" spöttelte Mignon.

Der grauschwarze Himmel verhieß nichts Gutes. Lorels erstes Geschäft auf dem Felde war, seinen Woolmaker aufzusuchen. Die Woolmaker befanden sich schon in voller Lungen- und Zungenlähmung für das erste Rennen. Lorel ging eilig hin und her, sah sich die Gesichter aufmerksam an — die wohlbekannte Vagnophysio-nomie Hippolytes konnte er nicht finden. Er schaute mit dem Eifer eines Hieroglyphen-Entzifferers auf die Firmennamen über den Kotetafeln — der Name, den er suchte, war nicht darunter.

Er lief noch einmal hastig von einem Woolmaker zum andern und forschte nach dem teuren Namen. Die Meisten gaben ihm gar keine Antwort, viel zu sehr beschäftigt mit ihren eigenen Angelegenheiten. Einige waren zwar zugänglich, wurden aber groß.

"Hippolyte!" rief endlich einer aus der Korporation, ein himmelhoher, schlotternder Mensch mit einem langen, schlauen

Schafsgesichte. "Hippolyte?" Und er schlug die Hände über dem Hinterkopf zusammen, so schwierig es auch war.

"Wieviel haben Sie von Hippolyte zu bekommen, Sie Glücks-pilz?"

Lorel nannte die Summe.

"Wissen Sie, was ich Ihnen für Ihre Bons gebe? he? Keinen roten Soul!" schrie der Konkurrent Hippolytes. "Dieser Mensch ist ja mindestens schon zwanzigmal durchgebrannt — nicht wahr, meine Herren?" wandte er sich an drei kleine, silbergraue Ueberzieher, deren Träger nach ihnen "die Grauchen" (les petits gris) genannt wurden. Sie erinnerten durch irgend etwas an Spitzmäuse. Wegen ihrer hübschen, zierlichen Schnurrbartchen genossen sie hauptsächlich das Vertrauen der Damenkundschaft. Ein Dienstmann hielt in ihrer Mitte eine glatte, schwarze, maßhohe Stange, an deren Spitze eine kupferne Tafel mit ihrer Firma funkelte. Man meinte fast, die Spitzmäuschen, die so geschäftig hin und her krabbelten, mühten im nächsten Augenblicke an dem hohen Mast hinaufflutschen.

"Hippolyte? Ein Erzschwindler! V'là tout!" (Das ist alles) piepste eines der zierlichen Tierchen.

Der arme reiche Lorel jagte während des ganzen ersten Rennens zwischen den Woolmakern hin und her, um seinen Mann doch vielleicht noch zu finden — ohne Erfolg! Auch beim zweiten Rennen mochte er sein Geld nicht riskieren; er traute der Sache nicht mehr.

"Wenn Sie durchaus nicht mehr bei den Woolmakern spielen wollen," sprach ihm Bargannois zu, gehen Sie doch zum Pari mutuel! Da gewinnen Sie freilich weniger, aber es ist kein Schwindel möglich, man zahlt sogar das eingesetzte Geld zurück, wenn die Pferde nicht laufen. Sehen Sie, dort die Reihe von Holzhäuschen ist." Er wies auf eine Kette von elegant gezimmerten Dächern hin, eng aneinander geliebt. Sie sahen ungefähr aus, wie wenn eine lange Reihe von Badefrauen in Trouville beim Baden der Flut tiefer auf den Sand gezogen und dicht nebeneinander gerückt wird. Gegenüber befand sich eine gleiche Kabinenreihe; beide Reihen waren durch einen Marmor zur Hufeisenform verbunden. Vor jedem einzelnen dieser kleinen Bureaus schlängelte sich ein Gitterweg für die Menge, welche Queue bildete.

"Der Pari mutuel," sagte Bargannois, "ist eine Gesellschaft, welche Einsätze auf jedes Pferd in jeder beliebigen Höhe über 5 Franc annimmt. Die Kasse repartiert den Gesamtbetrag der Willetts, die verloren haben, unter die Gewinner. Für sich selbst behält die Verwaltung nur einen geringfügigen Prozentsatz von jedem Billett zurück. Nehmen Sie mal ein Billett!"

Sie drängten sich vor ein Schalter. Er blieb dann noch einen Augenblick am Geländer gelehnt stehen und lauschte dem unablässigen Klappen der Kupiermaschine, welche die Willetts abstempelte; hierauf machte er mit seinem Freunde einen Rundgang.

Er gewann auch diesmal. Und so spielte er weiter mit wechselndem Erfolge. Beim letzten Rennen passierte ihm etwas Außerordentliches.

Auf dem Stäbegeländer, zwischen welchem Queue gebildet wurde, sah eine lebenskräftige, weibliche Gestalt. Sie entfaltete dabei eine große Balanciertkunst, fast wie eine Trapez-Artistin auf ihrem an der Firkusdecke schaukelnden Red. Durch die Raffung der Röde wurde ihr kleiner Stiefel und ein roter Strumpf bis zur vollen Wade sichtbar.

Lorel ging an ihr vorbei. In seiner Hast, ans Schalter zu kommen, streifte er ihr vorgestredtes Anie. Sie kam ins Schwanken, hielt sich aber noch rechtzeitig an seinen beiden Schultern lachend fest. Er wandte sich um und bot um Entschuldigung. Sie ließ unter dem Schleier hervor ihre großen, weißglühenden Augen über seinen Lockenkopf gleiten.

"Kein Schadel!" rief sie. "Aber wollen Sie, um's wieder gut zu machen, mit ein Billett nehmen? Ich lasse mich nicht gerne drücken!"

Sie gab ihm ein Zehnfrankstück und bezeichnete das Pferd. Er setzte für sich auf eben dasselbe, nahm aber mehrere Zehnfrank-billetts.

Als er ihr den für sie gelösten Koupon brachte, sprang sie mit einer geschmeidigen Rahenbewegung von ihrem lustigen Sitze herab. Es war eine hochgewachsene Figur. Dem jungen Manne in seiner Verwirrung kam sie noch größer vor.

Dide Tropfen begannen zu fallen. Da sie keinen Regenschirm bei sich hatte, stellte sie sich zum Schutze unter das schmale Vordach des Häuschens, dicht an die Bretterwand gelehnt, und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. Weil dies Auhl von vielen benutzt wurde, die aneinandergepreßt waren fast wie Lauben auf einer trockenen Frontleiste bei Platzregen, so stand er dicht gegen ihre geschwungene Hüfte gedrängt.

"Legen Sie doch Ihren Arm um meine Taille! So sparen wir Raum," sagte sie mit einem mächtigen Aufschlag ihrer manchmal ins Teerofengelbe spielenden Sphynxaugen. Und da er nicht sogleich die dazu nötige Kurage fand, so schob sie selbst seine Hand hinter ihrem Rücken vorbei.

Jetzt brach der Platzregen los. Im Nu bedeckte sich das ganze weite Feld mit aufgespannten Regenschirmen. Aber obgleich der Regen in Strömen an den Pispeln der Regenschirme und in den Falten der Stummimäntel wie in Dachrinnen niedertraufte, wurde sieberhaft weitergeschrien und eingelaufen. Durch die Aufregung der Engagements hoben und senkten sich die Regenschirme in den

zitternden Händen. Das Paar unter dem Vordach sah die schimmernden Halbtagelilien sich auf- und niederwälzen, wie die trurig nackten Wölge einer Sechshunderterde auf Meereswogen.

Auch die Bootmaler standen in gelblichen Tümpeln. Schließlich wurde die Trauze so stark, daß die Kreideziffern auf den Coteletaseln trotz beständigen Nachfahrens sich verwischten, als ob eine verdorrte Wolkenhand dem Unjug da unten ein Ziel setzen wollte. Man konnte nicht weiter die Cote bestimmen. Das Regenschirmgewoge glättete sich insgedessen zusehends. Und da erkönte auch schon das Glodenzzeichen des Ablaufes, gedämpft durch das Regengetriebe.

Saß zugleich mit dem Signale der Ankunft glomm die wachsende Helligkeit der durchbrechenden Sonne über den verhängten Horizont und den Plag. Der erste, bahnbrechende Sonnenstrahl ließ die Kupfergabel der „Grauchen“ siegend erfunkeln.

Lorel und seine Nachbarin hatten verloren; und zwar war sie in Verlust sehr beträchtlich, es blieben ihm etwa noch fünfzig Frank. Doch ließ ihn sein Mißgeschick merkwürdig kalt. Während des Regengusses war's ihm gewesen, als ob in der schubdrigen Schneeflockenatmosphäre der spritzenden Tropfen von der kräftigen Gestalt des Weibes, das sich so dicht an ihn schmiegte, eine wohlige Wärme ausstrahlte. Von Zeit zu Zeit half er mit dem Taschentuche ihr bespritztes Kleid trocken. Sein Verlust ließ ihn gleichgültig wie ein Traumerlebnis, wo einem die merkwürdigsten Geschichten passieren, ohne daß man recht daran glaubte und darüber in Verwunderung geriete. Er war mit Geld hergekommen, hatte fast keines mehr, als sie jetzt zusammen zum Bahnhof marschierten, nur noch ein paar Goldstücke — bon! Er ging ja neben ihr — also mußte der Regentraum gut ablaufen.

Die Dame hatte sich Lorel vorgestellt als Kassierer im Magazin zum „Bon marche“. Er fühlte sich durch ihre Gesellschaft jetzt auch noch hoch geehrt. Auf ihr Ersuchen nahmen sie Platz in einem kleinen Café nahe dem Bahnhof. „Damit wir nicht in den ersten, überfüllten Abfahrtszug geraten“, sagte sie.

Das Café glich dem Lagerplatz eines siegreichen Heeres. Nur diejenigen, welche einen guten Fischzug getan hatten, erlaubten sich vor der Rückkehr diesen Luxus. Denn es gab dort horrenden Preise. Ganz vereinzelt sahen auch verzweifelte Gestalten darunter, die ihre letzten 10 Frank verlaufen wollten. Aber trotz der unerschämten Weinkarte champagneerte die Gesellschaft lustig drauf los; sie bestand hauptsächlich aus Bootmalern mit ihren Damen, die aufs Geld nicht zu sehen brauchten.

Lorel bestellte zwei Gläschen Chartreuse. Er machte sich beim Zahlen Vorkwürfe über seine Verschwendung. Hätte er doch viel richtiger in die Prozeßion der Besiegten gehört, die neben der Estrade des Cafés (man saß im Freien) mit gesenkten Häuptern vorbeistrotzte und dadurch dem Wohlgefühl der Glücklichen einen pikanten Zusatz gab. Aber dann ergriff ihn ein eigentümlicher Anfall von Leichtsinne, von Selbstüberhebungsjucht. Ein lahm und blinder Trompeter stimmte vor dem Tischchen steinertweichende Melodien an, und Lorel empfand bei den grellen Klängen etwas von dem betwungenen Todesstammel einer hoffnungslosen Attade. Bon! Alles mochte draufgehen und zusammentragen — aber vorher mußte er das Weib mit den weißen Augen — „Kellner! Noch einen Absynth! Zwei Frank?! Bon!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Aviatik der flugfische.

Seit urdenklichen Zeiten schon hegte der Mensch den Gedanken des Fluges; doch erst in unseren Tagen hat er Mittel und Wege zur Verwirklichung gefunden, um ein doch nur mattes Abbild dessen zu erlangen, was uns eine Taube oder Schwalbe alltäglich in höchster Vollendung zeigt.

Die Ausgangspunkte sind allerdings wesentlich verschieden. Die Vögel, deren frühesten Ahnen die vielbesprochene Archaeopteryx aus den Solnhofener Plattenkalken bildet, gingen, wie D. Abel*) überzeugend darlegte, vom baumbewohnenden Leben zum Fluge über: sie durchliefen demgemäß Stadien, wie sie heute unter den Säugetieren etwa der Raquang (*Galeopithecus*) oder etliche Flughörnchen (*Pteromys*, *Sciuropterus*) darstellen. Dieser Fallschirmsprung wich im Verlaufe der Entwicklung einem unbeholfenen Flattern und führte endlich zu einem mehr oder weniger erfolgreichen aktiven Fliegen. Der Mensch dagegen begann seine Versuche auf Grund des durchaus verschiedenen Prinzips des Steigdrachens; die Möglichkeit des Fluges war mit dem Erreichen eines dauernden Antriebes nach vorne und der zweckmäßigen Ausnützung des Widerstandes nach unten gegeben.

Die einzige Gruppe von Wirbeltieren, die den gleichen Weg zum Fluge ging, konnte ersteres nicht erlangen und blieb auf einer Stufe stehen, die uns einen tiefen und recht lehrreichen Einblick in den Werdegang der „Anpassung an ein neues Milieu“ gewährt.

Unter den lebenden Fischen kennen wir drei „Flugfische“: den Flughahn (*Dactylopterus volitans*) aus dem Mittelmeer, den Schwalbenfisch (*Exocoëtus volitans*) aus dem Ozean und

einen Süßwasserfisch des Kongosflusses, den Weiseflieger (Pantodon Buchholzi). Auch die vorzeitlichen Meere beherrschten solche Formen; so finden wir in der Trias von Raib drei Fische: *Thoracopterus Niederristi*, *Dollopterus volitans* und *Gigantopterus Telleri*, die nach der ausführlicheren Bearbeitung D. Abels*) infolge der Uebereinstimmung mit dem Schwalbenfisch im Bau der Brustfloßen und in verschiedenen Anpassungen an eine Bewegung durch die Luft mit Sicherheit als flugfische zu betrachten sind.

Es ist nicht meine Absicht, eine genaue Darstellung des Fluges sämtlicher lebender Formen zu geben; denn einerseits stimmen die beiden letztgenannten hinsichtlich ihrer Organisation vielfach überein, andererseits ist der rundsügelige Flughahn ein schlechter Aviatiker, und seine Brustfloßen sind kaum mehr als Fallschirme. Deswegen will ich mich darauf beschränken, die am besten erforschte Gattung, den Schwalbenfisch, eingehend zu behandeln und nur gelegentlich auf Einrichtungen, die bei den übrigen auftreten, hinzuweisen.

Die Hochflugfische stammen von den sogenannten „Hochfliegern“ (*Hemirhamphén*) ab.

Die Mehrzahl der Arten führt eine küstennahe Lebensweise und gebraucht die Verlängerung des Unterliefers als Wühlapparat beim Nahrungserwerb. Die Fische des Leberganges zum vorwiegend pelagischen (Hochsee-) Leben zeigen sich in der Reduktion des spezialisierten Unterliefers zu einem dünnen, deutlich im Schwimmbegriffenen Organ. Schon bei diesen beiden Typen begegnen wir, bei letzterem in bedeutendem Maße, der Gewohnheit, während des Schwimmens aus dem Wasser emporzuschwimmen, wenn Raubfische sie verfolgen. Parallel mit der Zunahme dieser Eigenart läuft einerseits die Vergrößerung des unteren Schwanzlappens, andererseits die Verbreiterung und Längenzunahme der Brustfloßen. Die Steigerung der beiden Merkmale im gleichen Sinne wie das allmähliche Schwimmen des Unterlieferspeeres bis zum völligen Verlust beweisen um so deutlicher die Richtigkeit der Annahme einer Descendenz, als sie mit dem ausschließlich pelagischen Leben und der Fähigkeit, sich in die Luft zu erheben, verbunden sind.

Schon bei den Hemirhamphen zeigt sich, wie erwähnt, das Bestreben, über das Wasser emporzuschwimmen und zwar nicht, wie dies bei anderen Fischen geschieht, durch ein Krümmen und Strecken des Körpers, sondern durch eine propellerartige Bewegung der tiefgabeligen Schwanzfloße. Beim raschen Schwimmen in der Hochsee führt dies zu einem sprunghaften Hinschießen über den Wellen, und es läßt sich die allmähliche Steigerung dieser Fähigkeit sehr schön an der Größenzunahme des unteren Lappens der Schwanzfloße beobachten. Um nämlich über die Wasseroberfläche emporzukommen, muß der untere Flügel der als Schraube wirkenden Schwanzfloße kräftig und rasch arbeiten; daher die bedeutende Ausbildung dieses Organs bei den Schwalbenfischen.

Verfolgen wir nunmehr einen solchen Fisch vom Anfang seines Fluges bis zum Niedersinken ins Meer.

Durch den Nachdruck, den die mächtige Schwanzfloße dem bis zu 30 Zentimeter großen Fisch gibt, wird er aus dem Wasser geschleudert, und zwar meist — und das ist gerade der günstigste Fall — in einem Winkel von 45 Grad. Der Schwung, der dem Tier dadurch gegeben wird, entspricht dem Zug an der Schnur des Steigdrachens. Es ist eine beobachtete Tatsache, daß die Fische in den häufigsten Fällen gegen den Wind herauspringen, daß sie ferner im entgegengesetzten Falle sehr rasch wieder ins Meer fallen. Zugleich mit dem Emporschnellen erfolgt das Ausbreiten der langen spitzen Flügelfloßen.

Durch die Wirkung des Windes steigt der Schwalbenfisch solange empor, als der Propellerdruck des Schwanzes nachwirkt. Dann beginnt die Fallschirmwirkung der Brustfloßen, und er sinkt in schiefer Richtung in die Wellen; berührt er aber mit dem unteren Schwanzfloßenlappen einen Wellenberg, so steigt er sofort wieder empor. Diese Tatsache beweist recht klar, daß nur die Wirkung des Schwanzes den Fisch in die Höhe bringen kann, daß es sich also um keinen Flug im eigentlichen Wortsinne handelt.

Ganz ähnlich sind die Bewegungen der beiden anderen Flugfische, obgleich *Dactylopterus* mit seinen breiten, runden Brustfloßen mehr Fallschirmsieger ist als *Exocoëtus* und *Pantodon*.

Vorabers bemerkenswert sind nun die Einrichtungen, die diese Tiere als Anpassungen an ihre Lebensweise erworben haben.

Ich habe schon weiter oben auf die ganz eigenartige Ausbildung der Schwanzfloße hingewiesen; sie erweist sich als ein sehr wirksames Organ, um den Fisch mit starkem Schwung über die Wasseroberfläche hinauszurufen. Um nun dem Luftzug den nötigen Widerstand entgegenzusetzen, sind Brust- und Bauchfloßen stark verlängert und verbreitert, ihre Strahlen aber zeigen eine sehr feine Verteilung gegen das Ende zu; dadurch ermöglichen sie ein Auseinanderstreifen der Flosse im Fluge, während sie beim Schwimmen fächerartig zusammengelegt werden kann.

Dazu kommt bei *Pantodon* und den fossilen Flugfischen noch eine eigene Einrichtung, die verhindert, daß die Flosse an ihrem unteren Rande durch das Einsinken ins Wasser beschädigt wird. Es findet sich bei diesen Formen an der Wurzel der Brustfloße ein fenstrecht nach abwärts hängendes Segel, das vermöge seiner starren Beschaffenheit beim Niedersinken die Wasseroberfläche durchschneidet und auf diese Weise der nachdrängenden Flosse sozusagen den Weg bahnt. Wie nützlich eine derartige Einrichtung ist, sehen wir daran, daß die

*) D. Abel, Die Vorfahren der Vögel und ihre Lebensweise. Verh. zool. bot. Ges. LXI. Bd. Wien 1911.

*) D. Abel, „Fossile Flugfische“, Jahrb. d. R. I. geol. N.-A. Wien 1905.

Brustflosse des Schwalbenfisches, die eines ähnlichen Organs entbehrt, unten oft stark zerklüftet ist.

So lehrt uns das Studium der Flugfische, daß eine bestimmte Lebensweise auch bei verwandtschaftlich fernem Gruppen gleiche Gestaltungsverhältnisse zur Folge hat, die vortreffliche Anpassungen an diese Lebensweise darstellen, daß ferner die Abtaster des Wassers ähnliche Grundprinzipien des Fluges ausbilden wie die des Landes: den Antrieb nach vorne und den Widerstand nach unten.

Dr. Günther Schlesinger.

gammid stürol
fun Giltungelag

Kleines feuilleton.

Jopf und Revolution. Wie durch siegreich durchgeführte Revolutionen nicht nur Länder und Meinungen umgestaltet, ja, das ganze gesellschaftliche Leben eine andere Form und einen anderen Inhalt gewinnt, so bleiben auch Sitten und Trachten nicht unangefastet.

Als die jüngste chinesische Revolution die Mandschudynastie beseitigt hatte, empfahl die republikanische Regierung der chinesischen Bevölkerung, nun auch mit dem Jopf zu brechen und sich als moderne Menschen „scheren“ zu lassen. Ob dieser vernünftige Rat von den Chinesen viel befolgt wird, ist eine zurzeit noch schwer zu beantwortende Frage.

Wie schwer sich der Mensch von liebgewonnenen „Außerlichkeiten“ trennt, das beschreibt in seinem Buche „Der alte Sergeant“, 1838 in Breslau erschienen, ein schlesischer Tuchmachergeselle, der in englischen Kriegsdiensten zur Zeit der großen französischen Revolution 1798 auf Jamaica stand, folgendermaßen: „Die Wirkungen der französischen Revolution bekamen wir auf Jamaica auch zu spüren.

Es erging von London aus ein Befehl an alle Besatzungen in den Kolonien, also auch an unser Regiment auf Jamaica —, daß sowohl Offiziere wie Soldaten sich die Jöpfe abschneiden sollten, und da in England bereits alles mit gutem Beispiel vorangegangen sei, so erwartete man um so mehr ein schnelles Befolgen, im entgegengesetzten Falle die strengsten Maßregeln in Anwendung gebracht werden müßten. Allgemeines Murren entstand unter der Kavallerie wie Infanterie, überall fanden sich Widerspenstige gegen diesen Befehl; die Dragoner vermahnen sich, eher Bart als Jopf anzutasten. Eine Weile ließen sich die Regimentskommandeure das Schwanken ihrer Leute in einer so peinlichen Angelegenheit gefallen, sie hofften noch auf eine gütliche Erledigung. Vergeblich! Nur wenige unterwarfen freiwillig das teure Anhängsel der Schere.

Jetzt, da Bitten und Drohungen vergeblich waren, nahm man zu der bekannten Strenge der englischen Militärgeetze seine Zuflucht. Unser Bataillon wurde eines Morgens im Karree aufgestellt, in der Mitte ein mannshohes Kreuz von zwei schräg übereinander gestügten Hölzern in die Erde gegraben, der hartnäckigste Verehrer seines Jopfes zuerst ergriffen, denselben beraubt, hierauf mit Händen und Füßen kreuzweise an den Triangel festgeschnallt und unter Trommelwirbel von zwei Tambours, mit Peitschen, welche aus neun Riemen, worin wiederum in jedem neun Knoten gebunden sind (die sogenannten *Kahe*), so lange über den Rücken gehauen, bis der Unglückliche ohnmächtig den Kopf sinken ließ. Diese schreckliche Exekution, das Stripsen genannt, wiederholte sich nun noch an mehreren Soldaten, bis der Oberstleutnant einzuhalten befohl und einen Tag festsetzte, an welchem bei Androhung ähnlicher Züchtigung, jeder seines Jopfes entledigt sein müßte. Nichtsdestoweniger zeigten die Mannschaften nicht im geringsten den Willen, sich dieser schmerzlichen Strafe zu entziehen. — Die Lage des Kommandeurs wurde bedenklich; er mußte ein solides Mittel zu Hilfe nehmen. An dem entscheidenden Tage waren wir äußerst gespannt, was nun vorgehen werde; ob die Sache nun wirklich die Runde durch die gesamte Mannschaft werde machen müssen, und erwartete mit Ungebuld die Ankunft des Kommandanten. Viel fehlte jedoch nicht, so brachen bei Anblick desselben alle in ein wildes Gelächter aus. Oberstleutnant Ledbridge erschien nämlich statt in Uniform, nachlässig in einen Schlafrock gehüllt, hinter ihm folgte der Freier, eine mächtige Schere in der Hand, und sein Kammerdiener mit einem Schemel. — So schritt er, uns einen „Guten Morgen“ bietend, dicht vor die Front, setzte sich auf den Schemel, kommandierte mit überlauter Stimme: „Jopf ab!“ — und hoch schwebte der schöne Jopf in der Hand des betriübten Friseurs. Mir wurde es auch sehr sauer, mich von dem damals lebenswürdigen Sturzel zu trennen und als der Schnitt doch nun einmal unvermeidlich geschehen war, warf ich den Jopf weit von mir ins Meer.“ Hg.

Die Messung der Singstimme. Die Abschätzung der musikalischen Begabung spottet jedes Maßstabes. Wenn man schon ganz von dem Vorurteil absieht, daß nur der als musikalisch gelten könne, der es auf irgendeinem Instrument zu einer gewissen Fertigkeit gebracht habe, so bleiben nämlich darüber starke Meinungsverschiedenheiten bestehen, ob eine musikalische Veranlagung sich aus eigener Kraft äußern müsse oder ob sie entdeckt und entwickelt werden könne. Vor allem aber kann kein Zweifel daran bestehen, daß sie sich in hundert Arten kundgeben kann, die sich selten oder nie in einem Menschen vereinigt finden. Der eine hält sich bereits für mu-

sikalisch, wenn er einen Genuß an Musik hat; der andere verlangt als Zeichen musikalischer Begabung die Fähigkeit, zweite Stimme zu singen, Tonintervalle zu unterscheiden oder Tonarten zu erkennen. Dann kommt das Spielen nach Gehör, das sich nur in seltenen Fällen zu einer künstlerischen Höhe entwickelt. Weitere Unterschiede werden im musikalischen Gedächtnis gesucht, und so geht es fort, so daß sich kein verständiger Mensch dazu herbeilassen wird, die Frage, ob er musikalisch sei oder nicht, mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten. Wahrscheinlich wird dies auch die Psychologie, die Definition oder die Verglebung des musikalischen Empfindens und Könnens niemals in einer wissenschaftlich hinreichenden Weise zu bewirken vermögen. Ein amerikanischer Psychologe, Professor Carl Seashore, hat in der Wochenschrift „Science“ wenigstens den Versuch gemacht, die Fähigkeiten der Singstimme durch Beobachtungen nach wissenschaftlichem Verfahren genauer zu studieren. Einen Mangel an Gründlichkeit kann man dem Gelehrten in der Verfolgung dieses Zieles nicht vorwerfen, dean er hat eine Uebersicht über die von ihm vorgenommenen Messungen gegeben, die nicht weniger als 85 verschiedene Punkte umfaßt. Als leitenden Gesichtspunkt hat er eine Doppelteilung angenommen, indem er einmal die Eigenschaften des Klanges zusammensetzt, die das objektive Bild der Musik zusammensetzen, und zweitens die grundlegenden und wesentlichen Vorgänge in dem Sänger selbst, von denen der Ausdruck der Musik abhängig ist. Er teilt seine Messungen ferner in vier Gruppen, die er als sensorische, motorische, assoziationale und affektive bezeichnet. Bei den ersten beiden Gruppen werden weitere Einteilungen mit Rücksicht auf die Tonhöhe, Tonstärke und zeitliche Unterschiede gemacht. Die sensorischen Messungen sollen sich beziehen auf die Erkennung des a der normalen Stimmung von 435 Schwingungen auf eine Untersuchung des Umfanges der Erkennung einzelner Töne, auf die untere und obere Grenze der Tonhöhe der Stimme, auf die Unterscheidung der Klangfarbe von Tönen, auf die Empfindung von Konjanz und Disjanz, auf die Empfindlichkeit von Tonstärke und ihre einzelnen Grade und endlich auf die zeitliche Unterscheidung für kurze Intervalle. Die motorischen Messungen umfassen mit Rücksicht auf die Tonhöhe das Anschlagen eines Tons, das Schwanken der Tonhöhe, das Singen von Intervallen, das Anshalten eines Tons, die Beurteilung der Stimmlage, die Klangfarbe nach Reinheit, Fülle, Weichheit, Klarheit und Biegsamkeit und schließlich eine Eigenschaft, die mit der etwas dunklen Bezeichnung Plastizität benannt wird. Die Messung der Stimmstärke erstreckt sich auf die natürliche Kraft und das Volumen der Stimme und auf den Grad ihrer willkürlichen Beherrschung. Das zeitliche Moment wird durch das Singen im Takt und Rhythmus sowie durch die Genauigkeit des Einschlages bestimmt. Die beiden weiteren Gruppen betreffen dann die mehr psychische Seite des Gesanges, zunächst die begleitenden Vorstellungen. Dabei werden genannt die Rolle der Einbildungskraft mit Bezug auf Gehör und Vortrag, die Leistungen des musikalischen Gedächtnisses und dann ein Gebiet, das besonders auf die schöpferische Ideenwelt beim Sänger geht. Die affektive Gruppe endlich begreift den musikalischen Geschmack in sich, also die Liebhaberei und Abneigung mit Rücksicht nicht auf Komposition, sondern auf Tonhöhe, Tonfarbe, Tonstärke, Harmonie, Takt und Rhythmus; ferner die persönliche Reaktion auf musikalische Effekte und die Ausdrucksfähigkeit beim Gesang.

Literarisches.

Artur Fürst: Das Reich der Kraft (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin). Die mit der Arbeit sich beschäftigenden Bücher sind Legion. Des Arbeiters kann man bei Behandlung dieser Materie nicht entbehren; denn ohne ihn oder die Maschine bedingterweise gibt es keine Arbeit, die eine wäre. In Worten, in Zahlen wird das Maß seiner motorischen Kraft und motorischen Leistung hundertfach statistisch gemessen. Den Rhythmus, die Schönheit, die Poesie der Arbeit kann nur der Dichter und Künstler aufspüren und in Werken der Sprachkunst oder der Musik und der Bildkunst wiedergeben. Vom prosaischen Zeitalter der Technik zu faszeln, geht längst nicht mehr an, da die gesamte Industrie- und Maschinenarbeit ihre eigene dichterische Sprache redet. Der in dem eingangs genannten Buche vor unseren Augen aufgetane Bilderzaal lehrt in überwältigender Weise, wie gewaltig die Malerei vom motivisch-gegenständlichen Reichtum der gesamten Technik und Industrie befruchtet ward. Es ist nur ein schmales Heft von 114 Seiten Umfang. Aber sein wunderbarer Inhalt sprengt die Grenzen ihm aufgezwungener Räumlichkeit und rauscht wie ein grandioses Epos einher, das von herrlichen Laten der modernen Menschheit erzählt. Nicht weniger als 51 herborragende Meister des Pinsels und der Farbe sind mit 85 Bildwerken in ausgezeichnet photographischer Wiedergabe vertreten. Und alle diese Schöpfungen singen das großartige Epos der Arbeit wie der Arbeiter. Es hieße, ihnen die Wirkung vorzunehmen, die sie auf den Beschauer direkt ausstrahlen, wenn er „Das Reich der Kraft“ aufschlägt: Dies Buch, das einer Reihe schöner Bücher, die unter dem Kennwort „Leuchtende Stunden“ um Freundschaft werben, angehört und wie geschaffen ist, um das Leben der Arbeiterleser vertiefen zu helfen und eine unerschöpfbare Quelle edelster Freuden zu sein. Das kartonierte, splendid künstlerisch ausgestattete Buch mit einem bildverzieren Umschlag kostet nur 1,75 M. e. k.